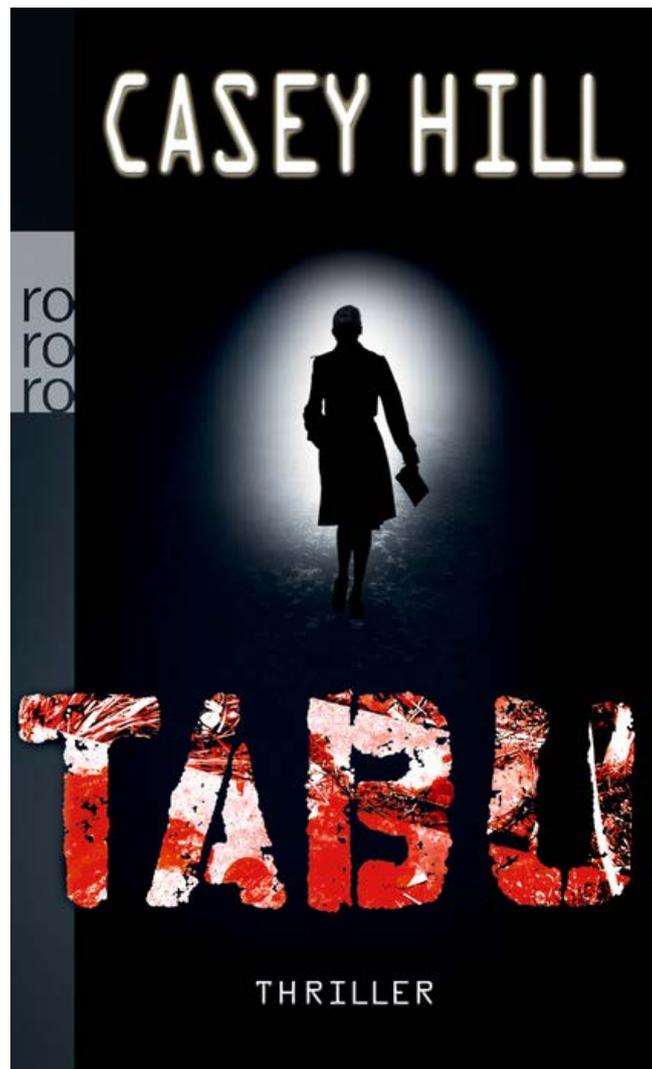


Leseprobe aus:

Casey Hill
Tabu



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg



Casey Hill ist das Pseudonym eines Autorenpaars, dessen weiblicher Teil unter anderem Namen regelmäßig Platz eins der irischen Bestsellerlisten erreicht. Auch «Tabu», das erste Buch mit der ungewöhnlichen Ermittlerin Reilly Steel, war in der Heimat der Autoren sehr erfolgreich und belegte wochenlang den zweiten Platz. Das Paar lebt zusammen mit seiner Tochter in Dublin und schreibt derzeit an einer Fortsetzung der Serie.

«Etwas ganz Besonderes ... ein hervorragendes Forensikthriller-Debüt.» (Bookseller)

«Ein temporeicher, packender Thriller.» (Independent Ireland)

«Reilly Steel ist eine sympathische Figur, smart, aber nicht mit übermenschlichen Fähigkeiten ausgestattet, eine äußerst fähige Ermittlerin, aber auch eine verletzbare Frau.» (Irish Times)

CASEY HILL **TABU**

THRILLER

AUS DEM ENGLISCHEN
VON BARBARA CHRIST

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel «Taboo»
bei Simon & Schuster, Irland.

Für unsere wunderbare kleine Tochter Carrie

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2011
Copyright © 2011 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Taboo» Copyright © 2011 by Casey Hill
Redaktion Jan Möller
Sigmund Freud, «Das Unbehagen in der Kultur» (Seite 54)
zitiert nach der Ausgabe der Reclams Universal Bibliothek,
Stuttgart 2010, Seite 28, die der zweiten durchgesehenen
Auflage des Buchs von 1931 folgt.
Umschlaggestaltung HAUPTMANN & KOMPANIE
Werbeagentur, Zürich
Satz aus der Aldus PostScript
bei hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25664 6

PROLOG

SAN FRANCISCO BAY AREA -
KALIFORNIEN

Los, Reilly, sei kein Feigling.»

«Jess, vergiss es – ich mach das nicht, okay?» Reilly Steel hatte es auf dem Weg von der Schule nach Hause nicht gerade eilig. Ihre kleine Schwester hüpfte vor ihr her, Jess' weiche blonde Zöpfe flogen bei jedem Schritt. Reilly hasste es, ihre Schwester von der Schule abzuholen – alle ihre Freundinnen konnten im Einkaufszentrum abhängen, aber sie musste Jess holen, nach Hause bringen, ihr eine Kleinigkeit zu essen machen, dafür sorgen, dass sie ihre Hausaufgaben erledigte. «Du weißt doch, Dad sagt, wir sollen dem Kerl aus dem Weg gehen.»

Zwanzig Meter vor ihnen lief ein alter Mann langsam in seinem Vorgarten auf und ab und harkte Blätter zusammen. Er trug ein altes Flanellhemd und einen schmutzigen Overall, hatte einen ziemlich krummen Rücken, dünnes, quer über den Kopf gekämmtes Silberhaar und große knotige Hände, die den Stiel der Harke umschlossen. Es war Herbst, die Blätter an den Bäumen wurden gelb, und mit jedem Tag, der verging, stand die Sonne tiefer am Himmel.

Jess sah Reilly an, und ihre klaren blauen Augen leuchteten. Sie hatte eindeutig nichts Gutes vor. «Na los, sag was zu ihm.»

«Hast du nicht gehört? Wir dürfen mit dem Typen nicht reden.»

«Aber warum denn?»

Reilly schnaubte ärgerlich. «Warum *was*, Jess?»

«Warum dürfen wir nicht mit Mr. Reynolds reden?»

Reilly sah zu dem Alten hinüber und schauderte. Alle nannten ihn Lustmolch Reynolds – es hieß, dass er eine Vorliebe für kleine Mädchen hatte. Jess starrte ihn mit weit offenen Augen fasziniert an, obwohl sie nicht annähernd begriff, worum es eigentlich ging.

«Er ist ein böser Mensch. Er ... macht Sachen mit kleinen Mädchen», sagte Reilly schließlich. Dann gab sie ihrer Schwester einen Schubs. «Komm jetzt, wir müssen los.»

Jess rührte sich nicht. «Was für Sachen?»

Reilly seufzte. Sie kannte ihre Schwester gut genug, um zu wissen, was dieser Blick zu bedeuten hatte: Jess würde so lange stehen bleiben, bis ihre Frage beantwortet war. «Na ja, er ... fasst die Mädchen gern an –»

«Fasst sie an?»

«Na ja, er fasst sie, weißt du ... also, da unten an», erklärte sie widerwillig.

Jess' Augen blitzten auf, als sie verstand. «Iiiii! Warum das denn?»

Wie sollte Reilly einer Zehnjährigen mit großen Augen erklären, was sie im Grunde selbst nicht ganz verstand? «Weiß ich nicht», murmelte sie. «Manche Leute machen so was anscheinend.»

Jess sah sie nachdenklich an. «Das darf er aber eigentlich nicht?»

«Nein. Wie Dad immer sagt, keiner fasst dich da unten an, nur du selbst.» Sie gab Jess noch einen Schubs. «Komm jetzt, gehen wir. Wir haben jede Menge Hausaufgaben auf,

und du weißt doch, dass Dad sauer wird, wenn er von der Arbeit kommt und wir noch nicht fertig sind.»

Nicht nur das – Reilly musste bis dahin auch das Abendessen vorbereiten und sauber machen, all das erledigen, was eigentlich eine Mutter tat.

Nur ihre Mutter nicht.

Die beiden Mädchen gingen weiter auf Reynolds' Haus zu. Als sie daran vorbeikamen, hörte der alte Mann auf zu harken. Er blickte auf und musterte sie mit glänzenden Augen.

«Hallo, ihr zwei.» Seine Stimme klang wie ein leises Krächzen.

Reilly hielt stumm den Kopf gesenkt, aber Jess starrte frech zurück und scheute sich nicht, ihm in die Augen zu sehen. «Jess, ich warne dich ...», murmelte Reilly aus dem Mundwinkel heraus.

«Du bist aber eine ganz Hübsche!», sagte Reynolds und grinste breit. Jess starrte trotzig zurück. Reilly packte ihre Hand und wollte sie wegzerren, doch Jess riss sich los.

«Sie mögen kleine Mädchen, stimmt's?», sagte Jess herausfordernd. Dann ging sie einen Schritt auf ihn zu. «Sie wollen mich da unten anfassen, ja? Dann mal los!» Und sie hob ihren Rock hoch und präsentierte ihm die rosa Unterhose mit dem Snoopy darauf.

«Jess!», schrie Reilly fassungslos.

Reynolds glotzte sie an, offenkundig hin- und hergerissen zwischen Überraschung, Begierde und Scham. Dann ließ Jess den Rock genauso plötzlich wieder fallen, klaubte einen Stein vom Boden auf und warf ihn mit aller Kraft nach dem Alten. Damit hatte der Mann nicht gerechnet – er strauchelte, kippte nach hinten und landete zusammengekrümmt auf seinem Rasen.

Jess drehte sich um und packte im Weglaufen Reillys Hand. «Komm!»

Sie rannten, bis sie um die Ecke gebogen waren.

Atemlos sah Reilly ihre kleine Schwester an. «Was zum Teufel sollte das, Jess? Man zeigt sich anderen Leuten nicht so ... Tu so was bloß *nie, nie* wieder!»

Jess machte große Augen. «Warum nicht?»

«Na ja ... weil man das eben nicht macht.» Reilly suchte nach Worten. «Wir sollen ihm aus dem Weg gehen. Du kannst sonst einen Riesenärger kriegen.» Sie schüttelte den Kopf, erstaunt über Jess' Dreistigkeit, aber auch ein bisschen beeindruckt. «Nicht zu fassen, dass du das gemacht hast.»

«Hab ich aber.» Jess sah sie mit Unschuldsaugen an. «Du hast gesagt, er ist böse. Und böse Menschen muss man doch bestrafen, oder?»

EINS

DUBLIN, IRLAND

Reillys Kopf fuhr aus dem Kissen hoch. Sie blickte sich panisch um, ohne zu wissen, wo zum Teufel sie war. Dann atmete sie langsam tief durch, damit ihr Herzschlag ruhiger wurde, und wartete ab, bis sich ihre Augen an das dunkle Zimmer gewöhnten.

Sie sank zurück und starrte vor sich hin, während die Scheinwerfer der Autos, die unten auf regennassen Straßen vorbeiglitten, abstrakte Muster an die Decke zeichneten. Reillys Gedanken schweiften wie im Halbschlaf ziellos umher und kehrten dann doch wieder zu Jess zurück.

Sie hatte schon eine ganze Weile nicht mehr von ihrer Schwester geträumt. Ein Jahr vielleicht, mindestens, und das war gut so – Dr. Kyle, ihr Therapeut zu Hause, wäre stolz auf sie gewesen. Je seltener sie von Jess träumte, je seltener sie an Jess dachte, desto besser.

Schließlich hatte es nie irgendetwas gebracht, wenn Reilly über sie nachdachte, wenn sie *darüber* nachdachte. Obwohl Dr. Kyle wahrscheinlich ins Feld führen würde, dass es Reilly maßgeblich beeinflusst hatte, über Jess nachzudenken, und zwar in jeder Hinsicht. Manchmal hatte der Arzt sogar angedeutet, dass sie vielleicht einen völlig anderen Weg eingeschlagen hätte, wenn es zu der Sache mit Jess

nie gekommen wäre. Aber der Mann war Therapeut, was sollte er *sonst* dazu sagen.

Reilly hatte sich mit ihren Gedanken einmal im Kreis gedreht und lag nun mitten in der Nacht hellwach in einem schäbigen Dubliner Apartment. Weil an Schlaf vorläufig nicht zu denken war, schlug sie die Decke zurück, stand auf und ging ins Bad.

Als sie das Licht anknipste und in den Spiegel sah, schnappte sie nach Luft. Über eine Wange verlief eine leuchtend rote Spur. Sie rieb heftig daran, in der Hoffnung, dass die Druckstelle von der Kissennaht dadurch verschwinden würde. Ihre Augen waren glasig und dick, weil sie zu wenig schlief; das verstrubbelte, verfilzte blonde Haar brauchte dringend einen Schnitt. Fürs Erste hatten allerdings Wasser und Shampoo zu reichen, also seufzte sie und stieg in die Dusche.

Ein paar Minuten später tapste sie in ein Handtuch gewickelt barfuß in die Küche. Diese Bezeichnung hatte zumindest der vergnügte irische Makler benutzt, der ihr die Wohnung vermietet hatte – für Reillys Begriffe handelte es sich um einen besseren Besenschrank. Doch anscheinend bekam man in dieser Stadt für schlappe tausend Dollar im Monat nur einen besseren Besenschrank als Küche, und für dieses Geld war Reilly außerdem mit einem «modernem, offenen Wohnbereich» und einem «behaglichen Schlafzimmer» gesegnet.

Ja, wenn man Särge behaglich findet, hätte sie daraufhin gern gesagt. Immerhin war das Apartment besser in Schuss als alle anderen, die sie gesehen hatte, und sie hatte sehr dringend eine Wohnung gebraucht. Die Hotelrechnungen waren immer höher geworden, und ihr Arbeitgeber hatte sich über die Kosten beschwert.

Dublin war ein Schock für sie gewesen – nein, Moment: *Irland* war ein Schock gewesen. Zu Hause in Kalifornien, als sie und Jess noch Kinder waren, hatte ihr Vater nur zu gern farbenfrohe Geschichten aus seinem Geburtsland erzählt, das geradezu magisch war, ein Land voller grüner, weiter Landschaften und herzlicher, freundlicher Menschen. Sie bekam nie genug davon, Geschichten aus Mike Steels Kindheit zu hören, aus der Zeit, bevor die Familie nach Kalifornien ausgewandert war.

Doch seit ihrer Ankunft vor vier Monaten hatte Reilly allmählich begriffen, dass das Bild vom ruhigen, entspannten Irland, das ihr Vater damals zeichnete, wenig mit dem Dublin gemein hatte, in dem sie nun lebte.

Anstelle der gelassenen, unbekümmerten Einheimischen aus seinen Erzählungen traf Reilly nur äußerst selbstsichere, gut ausgebildete und ehrgeizige Ellbogenbesitzer, auch wenn Irland wie der Rest der Welt von den jüngsten wirtschaftlichen Turbulenzen und der Arbeitslosigkeit nicht verschont geblieben war.

Reilly hatte sich nie der Illusion hingegeben, dass die Arbeit in Dublin ein Spaziergang werden würde, doch es überraschte sie schon, wie viele Kapitalverbrechen in einem Land begangen wurden, das so wenig Einwohner besaß.

Sie kochte Kaffee und konzentrierte sich auf den bevorstehenden Tag. Obwohl es inzwischen halb acht war, herrschte draußen noch tiefe Nacht. An solchen Tagen vermisste sie wirklich den Sonnenaufgang über der San Francisco Bay – überhaupt vermisste sie die Sonne, Ende der Durchsage.

Reilly schloss die Augen und stellte sich den Blick von der Landspitze zu Hause vor, wo sie normalerweise ihr Auto abstellte – der weite Schwung der Bay, die Brecher, die von

links nach rechts heranrollten, das Meer in diesem tiefen, dunklen Grün, das sie so liebte, Schaumkronen, die sie lockten, während sie sich in den Neoprenanzug zwängte und ihr Surfboard vom Autodach nahm.

Im Gegensatz dazu war der Winter hier bedrückend rau und trostlos. Anfangs konnte Reilly gar nicht nachvollziehen, wie die Leute morgens aus dem Bett kamen und sogar die Energie aufbrachten, an diesen dunklen, grauen Tagen so hart zu arbeiten. Doch auch wenn Reilly nach Sonne lechzte – Irland war nun ihr Zuhause, und nach sechzehn Wochen fing sie allmählich an, sich einzugewöhnen.

Nicht, dass sie die Zeit gehabt hätte, öfter draußen unterwegs zu sein. Seit ihrem Umzug nach Dublin war sie praktisch an das Labor gefesselt, und wahrscheinlich war es auch gut so. Alle Labors der Welt sahen mehr oder weniger gleich aus, und im Labor fühlte sich Reilly noch am meisten zu Hause.

«Vielleicht haben Sie dort am meisten das Gefühl, alles im Griff zu haben?», hatte Dr. Kyle vermutet, und wahrscheinlich hatte er recht. Im Labor war sie umgeben von vertrauten Utensilien und Geräten, die immer funktionierten. Hier fand sie Frieden.

Zumindest vorübergehend.

Reilly schauderte, kippte den restlichen Kaffee in den Ausguss und ging in ihr sargartiges Schlafzimmer zurück, um sich für die Arbeit anzuziehen.

An der Decke des spartanischen Büroraums hingen zwei Reihen Neonröhren, die den langen Tisch grell beleuchteten. Reilly breitete ein paar Asservatenbeutel darauf aus und sah zu, wie ihr Team nach und nach mit Kaffeetassen und Notizblöcken hereinspaziert kam. Sie rangelten wie Schulkin-

der um die besten Plätze, und als alle sich niedergelassen hatten, sahen sie erwartungsvoll zu ihr auf.

«Okay, was haben wir?», fragte sie mit einem Blick auf die Sammlung verpackter und beschrifteter Gegenstände, die vor ihr auf dem Tisch lagen. Ein blutiges T-Shirt war dabei, ein zerbrochenes Bierglas, ein halb aufgegessener Burger und ein paar Pommes.

Gary, ein Laborassistent, räusperte sich und schielte nach dem Bericht. Er war der Selbstbewussteste von allen, Ende zwanzig, mit struppigem braunem Haar und einer kleinen Nickelbrille. «Dem Bericht zufolge stammt das von einer Körperverletzung in Temple Bar.»

Ein beliebtes Touristenviertel in der Stadt, so viel wusste Reilly, überall Restaurants und Pubs.

«Am Wochenende geht's da manchmal ein bisschen grob zu», sagte Lucy leise. Lucy war außer ihr die einzige Frau in der Gruppe, ein Honigtopf, den die Männer unentwegt umschwirrten. «Völlig weggetretene Leute, immer in Horden, und dann auch noch diese ganzen Hen-Partys und Stag-Partys.»

«Hen-Partys und Stag-Partys?»

Lucy strich sich das blonde Haar aus dem Gesicht, und Reilly roch sofort ihr Parfüm. Eins von denen, für die ein Promi Werbung machte, schätzte sie, und versuchte, es einzuordnen – vielleicht *Lovely* oder *Amazing*? «Na, du weißt schon, der letzte Abend in Freiheit, bevor geheiratet wird.»

«Ach, Jungesellenabschied meinst du.»

«Ja. Da wird's dann meistens ganz schön wild.»

«Schade drum. Das war mal so ein schönes Viertel, überall Kopfsteinpflaster und alte Häuser.» Alle sahen Julius an. Er war als Einziger älter als Reilly, ein passionierter La-

bortechner mit den entsprechenden Sozialkontakten. Sie hatte sich nicht alle Details aus seiner Personalakte gemerkt, erinnerte sich aber, dass er zweiundvierzig war, ledig und seit mehr als fünfzehn Jahren Mitarbeiter des forensischen Labors. *Na, das ist doch mal ein ungewöhnliches Profil für einen Labortechner*, dachte sie süffisant.

Durch Zusammenkünfte dieser Art bekam sie ein gutes Gefühl für das Team, für die einzelnen Persönlichkeiten, dafür, wer sich auf bestimmten Gebieten hervortat und wer nicht. Bei ihrer Arbeit ging es nämlich nicht einfach nur darum, Beweismittel zu sammeln und zu Tode zu analysieren – man musste die Kleinigkeiten entdecken, die winzigen, scheinbar unbedeutenden Fäden, die plötzlich eine ganze Ermittlung verknüpfen konnten.

Dieses tolle Gefühl, die ungeheure Spannung, die darin lag, das entscheidende Beweisstück zu suchen und schließlich zu finden – nur deshalb hatte Reilly ihre Ausbildung in Quantico und später die Zeit beim California Bureau of Investigation durchgehalten.

Es war nicht zuletzt ihrer entschiedenen, zupackenden Herangehensweise zu verdanken, dass ihr der irische Police Commissioner angeboten hatte, die *Kriminaltechnische Abteilung ins einundzwanzigste Jahrhundert zu führen* – so hatte er sich ausgedrückt. Und Reilly wusste: Wenn sie dafür sorgen wollte, dass die gerade erst eingerichtete GFU, die Garda Forensic Unit, gemäß ihrem Auftrag wie eine gutgeölte Maschine lief, dann musste sie die Mitarbeiter motivieren und ihr Interesse an den Beweismitteln wecken, statt sie in dieses neue, hochmoderne forensische Labor zu sperren und stumpf Analysen durchführen zu lassen.

Daher auch die morgendliche Zusammenkunft.

«Es gab Zeugen», fuhr Gary fort. «Aber anscheinend ging alles total schnell ... die meisten waren besoffen, also wissen sie nicht so genau, wer ihm da eine gesammelt hat. Die Cops brauchen eine gute Beschreibung, bevor sie jemanden festnehmen können.»

Reilly war selbst nie in Temple Bar gewesen, also nahm sie sich vor, demnächst hinzufahren und sich umzusehen. Seit sie den Job angetreten hatte, verbrachte sie einen Großteil ihrer knappen Freizeit damit, verschiedene Teile der Stadt zu Fuß abzugehen und die Umgebung kennenzulernen. Inzwischen konnte sie das Kopfsteinpflaster bei Dublin Castle mühelos von dem um das Trinity College unterscheiden – Kenntnisse, die für ihre Arbeit unentbehrlich waren.

«Jedenfalls», Lucy schnappte Gary den Bericht weg und las weiter darin, «sagt die Polizei, dass es da Stress gab, zwei Männer sind aneinandergeraten, wurde ganz schnell richtig übel, und jetzt liegt einer bewusstlos im James' Street Hospital, weil ihm der andere einen Bierkrug reingerammt hat. Der Typ, der auf ihn losgegangen ist, hat sich verpisst, bevor die Polizei kam.»

Reilly nickte. «Okay, was noch? Videoüberwachung?»

«Moment ...» Lucy überflog den Bericht noch einmal. «Nein. Es ist was da, aber man kann den Typen nicht ausmachen. Das Material ist unscharf, und es waren zu viele Leute unterwegs.»

«Okay.» Reilly wandte sich den anderen zu. «Fällt jemandem was dazu ein?»

Gary wagte sich vor. «Wir könnten das Blut auf dem T-Shirt untersuchen.»

«Und was genau sagt uns das?»

«Das sagt uns zum Beispiel, von wem das Blut ist.»

«Das wissen wir doch längst», wandte Julius ein. «Es stammt natürlich von dem Kerl, der verletzt worden ist.»

«Ja, aber du musst daran denken, dass beide zugeschlagen haben.» Rory hatte wie immer den richtigen Moment abgewartet und meldete sich jetzt zu Wort. «Kann doch sein, dass der Angreifer auch geblutet hat – vielleicht sind zwei verschiedene Spuren drauf. Wenn wir dann eine Vergleichsprobe vom Opfer nehmen, wissen wir, was von ihm ist, und übrig bleibt die Probe von dem Kerl, der ihn verletzt hat.» Rory war ein kräftig gebauter Rugbyspieler mit dunklen, ausdrucksvollen Augen. Er hatte riesige Hände und eine krumme Nase und sah aus, als hätte er mit Straßenschlägereien seine Erfahrungen gemacht.

«Das hilft uns aber nicht weiter, wenn wir den Angreifer identifizieren wollen», sagte Lucy. Sie sah Reilly an, die sich zurückgehalten hatte, weil das Team die Sache allein lösen sollte.

«Gut, *jetzt* hilft uns das nicht bei der Identifikation», räumte Rory ein. «Aber wir haben etwas für später, stimmt's?»

«Ja, nicht schlecht», sagte Reilly. «Aber haben wir noch was, das uns hilft, ihn zu identifizieren? Irgendwas, das wir benutzen können, damit die Polizei schon jetzt eine klare Beschreibung bekommt?»

Alle schwiegen. Das ganze Team überlegte.

«Fingerabdrücke vom Bierglas», sagte Gary schließlich. «Obwohl die wahrscheinlich auch nur was bringen, wenn wir einen Vergleich haben.»

«Was ist mit dem Burger?» Lucy hatte gut überlegt. «Hier steht, dass der Angreifer kurz vor der Schlägerei einen Burger gegessen hat, dann können wir doch seinen Speichel auf DNA untersuchen.»

«Das nutzt aber auch nichts – müsste er nicht schon im System sein, damit wir eine Übereinstimmung finden?» Alle sahen Reilly an und warteten ab, ob sie bestätigen würde, was Julius in den Raum gestellt hatte.

«Korrekt. Wir haben in allen Fällen nur mit Vergleichspuren eine Chance. Eure Vorschläge sind gut und würden sicher helfen, den Mann anzuklagen, wenn er gefasst ist, aber zunächst ist doch die Frage, wie *fassen* wir ihn? Na los, es ist doch bestimmt was Brauchbares dabei.»

Alle kramten mit ratlosen Gesichtern in den Beweismitteln und sahen die Tatortfotos noch einmal durch.

Reilly beschloss, sie von ihrem Elend zu erlösen, und hob den Beutel mit dem Burger hoch.

«Du warst nah dran, Lucy», verkündete sie. «Hier haben wir die einzige Spur, die für den Fall von Bedeutung ist. Aber nicht, weil wir DNA sicherstellen könnten, wie Lucy vorge schlagen hat, obwohl das natürlich auch wichtig ist – sondern vor allem, weil uns dieser scheinbar so harmlose Cheeseburger viele Informationen über den Kerl geben kann. Über seine Größe, den Gesichtsschnitt, bis zu der Frage, ob er schnarcht oder morgens eine verstopfte Nase hat.»

Alle sahen Reilly fragend an.

Sie betrachtete den Klarsichtbeutel genauer. «Ich sehe auf den ersten Blick, dass unser Mann ein mageres, eingefallenes Gesicht hat. Schmal wahrscheinlich. Und ihm fehlen offenbar ein paar Weisheitszähne –»

«Der Gebissabdruck», murmelte Julius, als er begriff.

«Genau. Ein forensischer Odontologe muss uns das noch genauer sagen, aber wenn die Zeit drängt und die Cops mit Sicherheit wissen, dass der Angreifer diesen Cheeseburger gegessen hat, dann können wir immerhin schon bestätigen, dass er ein langes, schmales Gesicht hat.»

Rory staunte und schüttelte den Kopf. «Darauf wäre ich nie gekommen», gab er zu.

«Tja», sagte die neu zur Abteilung gekommene Expertin für Fallanalyse lächelnd. «Wenn ich mit euch fertig bin, gibt es auf der ganzen Welt nichts mehr, worauf ihr nicht kommt.»

ZWEI

Chris Delaney legte auf dem Revier in der Harcourt Street gerade letzte Hand an einen schriftlichen Bericht, als es wieder passierte.

Anfangs versuchte er, es zu ignorieren. Das leichte, aber nur allzu vertraute Brennen in den Gelenken von Daumen und Zeigefinger hatte sicher mit Überlastung oder mit reiner Müdigkeit zu tun. Er hatte seit mehr als achtundzwanzig Stunden nicht mehr geschlafen, da war es nicht weiter verwunderlich, wenn es in den Gelenken zu Ermüdungserscheinungen kam. Chris schüttelte die Hand, um den Schmerz zu lindern, nahm vorsichtig eine Seite seines Berichts und legte sie ordentlich auf den Stapel mit den fertigen Papieren. Dann griff er wieder nach seinem Stift.

Plötzlich fuhr das Pochen aus den Fingern wie ein Krampf durch den linken Arm in den Oberkörper – das konnte keine Ermüdungserscheinung sein. Chris ließ den Stift fallen und zuckte vor Schmerz zusammen, und als Pete Kennedy zu seinem Schreibtisch kam, gab er sich alle Mühe, gelassen zu wirken.

«Was ist los?», fragte sein Kollege mit hochgezogenen Augenbrauen.

Chris versuchte, den Schmerz zu überspielen, und biss die

Zähne zusammen. «Nichts, nur ein Krampf, wahrscheinlich von der ganzen blöden Schreibung», sagte er.

«Schreibung?» Kennedy war nicht überzeugt und rümpfte die Nase. «Vom ganzen Hantelstemmen, würde ich sagen. Keine Ahnung, warum zum Teufel du dir das antust.»

Kennedy war ein Hüne und hätte selbst durchaus ein paar Kilo stemmen können, besaß aber einen stattlichen Bauch, gegen den er nichts zu unternehmen gedachte. Doch Chris ging oft und gern zum Fitnesstraining. Es half ihm, seinen anstrengenden Job zu meistern, und die Ausdauer, die es ihm verschaffte, konnte er gut gebrauchen.

Delaney und Kennedy gehörten der Abteilung für Kapitalverbrechen an und bearbeiteten fast ausschließlich Mordfälle aus dem Stadtgebiet. Noch knapp zehn Jahre zuvor war in ganz Irland alle paar Monate ein Mord gemeldet worden – inzwischen hatte man allerdings den Eindruck, dass die zu Wohlstand gekommenen Iren deutlich blutiger geworden waren und das Versäumte nachholen wollten. Und während ihre Abteilung zu einem strikten Sparkurs gezwungen war, wurde es irgendwie immer schlimmer. Ihr jüngster Fall war besonders rätselhaft.

Eine Woche zuvor hatte ein Mann, der seinen Hund ausführte, eine kopflose, zerstückelte männliche Leiche gefunden. Sie trieb innerhalb des Stadtgebiets im Royal Canal. Eine Taucherstaffel hatte stundenlang im trüben, schmutzigen Wasser nach weiteren Körperteilen und verwertbaren Spuren gesucht, aber vergeblich. Also war es vorerst so gut wie unmöglich, das Opfer zu identifizieren.

In letzter Zeit war es immer wieder zu ähnlichen Morden innerhalb bestimmter ethnischer Gruppen gekommen, die sich zunehmend in Irland niederließen, also lag es für die Behörden nahe, auch diesen Fall zum Ritualmord zu erklä-

ren. Doch Chris war nicht überzeugt, obwohl das Verbrechen durchaus danach aussah, schon wegen der Zerstückelung. Eher sensationslüsterne Vertreter der irischen Medien hätten die Sache nur zu gern den Immigranten angehängt, aber für Chris wies nichts eindeutig auf eine bestimmte Gruppe hin. Zumal der Kopf noch nicht gefunden war.

Chris wirbelte auf seinem Drehstuhl herum und sah auf die Uhr. «Wenn es heute Vormittag so ruhig ist, kann ich ja für ein paar Stunden nach Hause gehen und vielleicht ein bisschen schlafen», sagte er zu Kennedy.

Er stapelte ordentlich seine Papiere und legte den Stift in die Schreibtischschublade. Der Gedanke an ein paar Stunden Schlaf war verlockend, obwohl sich dadurch an seiner geradezu chronischen Erschöpfung nicht das Geringste ändern würde. Vielleicht sollte er sich auf dem Heimweg ein paar Multivitamin-tabletten besorgen – Chris wusste, dass er in letzter Zeit nicht regelmäßig gegessen hatte. Vielleicht würde das etwas bringen, und wenn nicht, dann musste er wohl daran denken, sich gründlich untersuchen zu lassen. Chris raufte sich verzweifelt die dunklen Haare, um irgendwie wach zu werden. Außerdem musste er endlich zum Friseur gehen, was schon verdammt lange fällig war.

«Detectives?»

Chris streifte schon seine Jacke über, als ein uniformierter Kollege den Kopf durch die Tür steckte. Er wirkte aufgeregt.

«Was ist denn?», knurrte Kennedy, der gerade an einem Bacon-Sandwich kaute.

«Ihr sollt nach nebenan zu O'Brien kommen, Einsatzbesprechung – sofort», sagte der Beamte. «Und er sieht ziemlich genervt aus.»

Chris und Kennedy tauschten Blicke. So viel zum Thema Schlaf.

«Worum geht's denn?», fragte Kennedy, als sie mit dem jungen Mann über den Gang zu Inspector O'Briens Büro gingen.

Der Beamte zuckte mit den Schultern. «Keine Ahnung.»

Kennedy zwinkerte Chris zu. «Lasst mich raten – die Taucherstaffel hat endlich den Schniedel von dem armen Schwein gefunden.»

In O'Briens Büro herrschte Chaos – überall Papiere, gestapelte Aktenkartons an den Wänden, verstreute Ordner auf dem Schreibtisch. Der Inspector hatte ein rundes, rotes Gesicht und wirre graue Haare. Man sah ihm seinen Scharfsinn nicht an.

«Wäre ja schön, wenn wir was über die Wasserleiche hätten», brummelte er. «Ist aber was anderes.» Er zog ein grimmes Gesicht. «Zwei Leichen, erschossen, möglicher Mitanahmesuizid, südlich der Stadt, in Dalkey. Ein Mann, eine Frau, wohl beide dort ums Leben gekommen.»

«Ehekrach?»

«Unwahrscheinlich. Die waren noch ganz jung, vom College, das Mädchen anscheinend grade mal zwanzig.» Er fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und zerwühlte sie noch mehr.

«Scheiße.» Kennedy schüttelte den Kopf.

«Kann man wohl sagen.» O'Brien lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Er sah aus wie jemand, der die ganze Last der Welt auf seinen Schultern trug.

«In Dalkey, sagen Sie?» Chris wunderte sich über Alter und Profil der Opfer. Dalkey war definitiv ein exklusiver Stadtteil, in dem es eher selten zu Schießereien kam.

«Vielleicht haben sie ja Daddys Jagdgewehr in die Finger bekommen», sagte Kennedy, der offenbar gerade dasselbe dachte.

«Könnte sein. Ich weiß nicht, was es für eine Waffe war, und ehrlich gesagt weiß ich auch sonst nicht viel», antwortete O'Brien. «Es ist schon eine Einheit aus Blackrock da, die waren zuerst am Tatort, und soviel ich weiß, müsste die Kriminaltechnische Ab-» Er hielt mitten im Satz inne und verdrehte die Augen. «Entschuldigung, ich meine, die GFU müsste inzwischen auch vor Ort sein. Wird ein bisschen dauern, bis ich mich daran gewöhnt habe, obwohl sich GFU viel leichter ausspricht. Wie dem auch sei, ihr zwei müsst hinfahren und euch die Sache ansehen.» O'Brien schüttelte den Kopf. «Erst diese Gangs, dann die Ausländer, und jetzt erschießen sich die reichen Kids schon gegenseitig – ich kann euch sagen, dieses Land ist auf dem absteigenden Ast.»

Chris steuerte den zivilen Ford auf einen freien Parkplatz und blickte an einem modernen Apartmenthaus hoch. Mauern aus Kalkstein, Aluminiumbalkone, gepflegte Gärten, Meerblick ... Wem das Haus auch gehörte, er hatte Geld.

«Ganz schöne Aussicht», stellte er fest. Der Blick über die Dublin Bay war selbst im Winter spektakulär – wogende, graue Wellen, die sich in dichter Folge türmten, als könnten sie es gar nicht erwarten, donnernd ans Ufer zu schlagen.

«Und ganz schön was los», sagte Kennedy und wies auf die vielen Autos, die vor dem Haus standen. «Ob die sich wohl alle dafür interessieren würden, wenn es in der Sheriff Street passiert wäre?»

«Eher nicht. Aber hier gibt es ein paar ziemlich mächtige Nachbarn, denen man demonstrieren muss, dass man alles unter Kontrolle hat», antwortete Chris. Er blickte den Hügel hinauf in Richtung Killiney, das Beverly Hills von Dublin.

«Bin schon gespannt, was Miss America heute für eine Laune hat», murmelte Kennedy und wies mit dem Kinn

auf Reilly Steels GFU-Transporter. Er steckte sich eine Zigarette an und genoss, an die Motorhaube des Wagens gelehnt, den schönen Blick. Chris versuchte, beim Aussteigen nicht zu stöhnen. Seine Beine taten ihm weh. «Es hat keinen Sinn, wenn wir da reinplatzen, solange sie noch drin ist. Was hältst du von ihr?», fragte Kennedy.

Chris zuckte mit den Schultern. «Kann ich noch nicht sagen.»

«Ach, komm – erzähl mir doch nichts. Da wird eine beim FBI ausgebildete Kriminaltechnikerin geholt, damit sie uns Landeier auf Vordermann bringt, und du hast keine Meinung dazu?»

Nach Reilly Steels Berufung hatten tatsächlich viele die Augenbrauen hochgezogen, und als ein Foto der blonden, blauäugigen Amerikanerin herumging, hörte man den einen oder anderen skeptischen Kommentar. Doch die neue Verstärkung für die Polizei war alles andere als ein großäugiges Püppchen. Sie war an der FBI Academy in Quantico ausgebildet worden und verfügte neben ihrem Fachwissen auch über beträchtliche praktische Erfahrung, und sie konnte mit dem hochmodernen kriminaltechnischen Labor der Behörde umgehen. Außerdem hatte Steel offenbar mit den besten forensischen Ermittlern der Welt gearbeitet und wurde in ihren Kreisen hoch geschätzt. Chris hatte keine Ahnung, womit man sie nach Dublin gelockt hatte, aber wie dem auch sei – er war froh, jemanden mit ihren Referenzen an Bord zu haben.

Er wedelte mit der Hand den Rauch von Kennedys Zigarette weg. «Ich gehe mal davon aus, dass die oberen Etagen wussten, was sie taten, als sie die Frau geholt haben. Die alte Kriminaltechnische Abteilung hinkte der Zeit um dreißig Jahre hinterher, und wir brauchen jede Hilfe, die wir kriegen können.»

Sie hatten beide noch nicht viel mit der Amerikanerin zu tun gehabt. Steel blieb meistens im Labor und arbeitete offenbar lieber an Beweismitteln als am Tatort, was Chris gut nachvollziehen konnte. Doch nun war ihr nichts anderes übriggeblieben, als zum Tatort zu fahren, denn der Außenermittler Jack Gorman, mit dem ihre Einheit normalerweise zu tun hatte, machte gerade eine Karibikkreuzfahrt mit seiner Frau – irgendein wichtiger Jahrestag.

«Na, dann mal los», sagte Chris und ging auf das Gebäude zu.

Sein Partner trat die Zigarette aus und hievelte sich von der Motorhaube.

Als sie im Haus zum vierten Stock hochstiegen, ächzte und keuchte Kennedy unentwegt. Ein uniformierter Beamter, der den Tatort abschirmte, führte sie zum Schlafzimmer. Dort waren die Schüsse gefallen.

«Oh, verdammt», flüsterte Kennedy, als er ins Zimmer trat.

Der Raum war schön eingerichtet, neutral in der Farbwahl – beigefarbener Teppich zu weißen Wänden, helle Bettwäsche und hohe Erkerfenster mit fabelhaftem Blick auf die Bucht. Alles sah geradezu idyllisch aus, bis auf die purpurnen Blutspritzer auf dem Bett und an den Wänden.

Die Opfer lagen zusammen auf dem Bett, beide vollkommen nackt. Die Augen des Mädchens waren geschlossen, und das dunkle Haar lag hübsch ausgebreitet auf dem Kissen. Sie sah aus, als würde sie sich nach dem Sex ein Schläfchen gönnen, nur dass in ihrem Oberbauch ein Loch klaffte und der halbe Kopfinhalt ihres Gefährten an ihrer Wange klebte.

Es tat weh, dass sie so jung waren, höchstens Anfang zwanzig. Chris drehte sich der Magen um. Ihr Chef hatte recht – was war das für ein Land, in dem schon Kids um

die zwanzig Waffen in die Finger bekamen? Und dann auch noch ein Junge aus gutem Hause, mit leicht gebräunter Haut und straffer Rugbyspielerstatur. Der Tote war offensichtlich kein unterernährter Herumtreiber, mit dem das Mädchen etwas angefangen hatte, um ihre reichen Eltern zu ärgern. Und am rechten Oberarm trug er ein stilisiertes orientalisches Tattoo, nicht das Keltenkreuz, das man in der Arbeiterklasse häufig sah.

Chris sah sich rasch und gründlich um. Die Mordwaffe lag auf dem Bett – eine Neun-Millimeter. Anscheinend war sie dem Schützen aus der Hand gefallen.

Er nickte der vom Ministerium bestellten Rechtsmedizinerin zu, die eine erste Untersuchung der Leichen durchführte, bevor sie ins Leichenschauhaus transportiert wurden. Er schauderte unwillkürlich, denn Karen Thompson verstörte ihn manchmal mehr als die Opfer. Chris fand, dass die ernste Frau mit den riesigen Augen, der römischen Nase und dem außergewöhnlich langen Hals in ihrem Bereich der Medizin genau an der richtigen Stelle war, dort musste sie nämlich nicht mit Kranken umgehen. Sie registrierte kurz, dass die Detectives gekommen waren, und widmete sich dann wieder den Leichen.

Mehrere uniformierte Kollegen hatten sich in der Wohnung verteilt. Ein paar machten Notizen, andere passten einfach nur auf und schirmten den Tatort ab – Verbrechen dieser Art zogen immer Schaulustige an. Das Team von der GFU war von Kopf bis Fuß in weiße Schutzkleidung gehüllt. Sie gingen durch alle Räume, um Fingerabdrücke zu nehmen oder Spurenmaterial zu sammeln und in Beutel zu packen.

Ein Techniker hockte vor dem Bett, richtete die Kamera auf die Opfer und blitzte. Chris hatte Reilly Steel noch nicht ausgemacht, wusste aber, dass sie irgendwo sein musste.

«Gott», murmelte Kennedy. «Wie alt waren die – fünfzehn?»

«College-Studenten, hat O'Brien gesagt, also wohl ein bisschen älter.»

«Aber nicht viel. Oh, verdammt.»

Als Ermittler hatten sie immer wieder mit jungen Opfern zu tun, aber meist mit Gangnachwuchs oder mit Junkies, die aus einem so schwierigen Umfeld stammten, dass sie im Grunde gar nicht anders enden konnten. Aber die beiden hier, gesund, gebildet, aus der Mittelschicht, hätten ebenso gut Kennedys Kinder sein können. Schon aus diesem Grund war es etwas völlig anderes.

«Was zum Teufel hat er sich dabei gedacht?»

«Wo zum Teufel hatte er die Waffe her, das würde ich gern wissen», grübelte Chris.

Illegale Waffen aus den Beständen paramilitärischer Gruppen sah man immer öfter in den Straßen der Stadt, und ein Krimineller, der diesen Namen verdiente, konnte natürlich jederzeit eine Waffe besorgen. Für einen College-Studenten aus der Mittelschicht war das schon schwieriger.

Chris wandte sich dem Uniformierten zu, der in der Tür zum Schlafzimmer stand. «Wer war zuerst am Tatort?»

«Eine Einheit aus Blackrock», antwortete der Mann und zeigte auf ein paar Kollegen, die sich im Wohnzimmer versammelt hatten. Einer sah ziemlich mitgenommen aus. «Der kleine Fitzgerald ist gerade erst mit der Ausbildung fertig», fügte er hinzu und schüttelte den Kopf. «Ins kalte Wasser geworfen, könnte man sagen.»

Chris fluchte innerlich. Fitzgerald war ihm sofort aufgefallen, als er das Wohnzimmer betreten hatte – er sah so jung aus wie die Opfer. Wahrscheinlich rasierte er sich noch nicht lange.

Chris sah sich um. Auch im Wohnzimmer gab es hohe, bis zum Boden reichende Fenster und davor einen Balkon mit Meerblick. An einer Wand stand ein riesiger Plasmafernseher, und ein tiefer Kamin beherrschte die andere. Das Zimmer sah nach Geld aus. Chris fragte sich, ob es Raub gewesen war, aber überall lagen Wertsachen herum, also konnte nicht viel abhandengekommen sein.

Er rief den Anfänger herbei. Fitzgerald marschierte sofort zu den beiden Detectives, nahm Haltung an und zog seine Uniform glatt.

«Officer Fitzgerald», sagte Kennedy zum Einstieg. «Nehmen Sie sich Zeit und erzählen Sie uns, woran Sie sich erinnern.»

Überraschenderweise konnte der junge Polizist ruhig und klar erläutern, wie sein Einsatz verlaufen war. «Der Notruf ging um sechs Uhr drei aus diesem Gebäude ein, offenbar von einem Nachbarn, der aus dieser Wohnung einen Schuss gehört hatte», erklärte er.

«Okay.»

«Unsere Einheit hat schnell reagiert», fuhr er fort. «Wir kamen um genau sechs Uhr achtzehn am Tatort an.»

«Um genau sechs Uhr achtzehn?», echote Chris. Er fand es lustig, dass der junge Mann so sicher war.

«Genau, Sir. Ich habe extra auf die Uhr gesehen.»

Die Detectives tauschten einen verstohlenen Blick. «Gut. Und dann?»

«Na ja, zuerst wurden wir angewiesen, nicht in das Gebäude einzudringen, für den Fall, dass der Täter sich noch darin aufhält.»

Chris konnte sich ein inneres Grinsen nicht verkneifen – diese Ausdrucksweise wurde den Rekruten in der Ausbildung mühsam beigebracht. Er persönlich hielt nicht viel von

diesem Robocop-Ton und drückte sich absichtlich wie ein Laie aus, wenn er im Radio oder im Fernsehen eine Stellungnahme abgab. Die Öffentlichkeit sollte wissen, dass es bei der Polizei Leute gab, denen man sich verständlich machen konnte, wenn man irgendwelche Informationen hatte.

«Um sechs Uhr fünfundvierzig erfuhren wir dann, dass das Gebäude gesichert war und dass wir reingehen konnten», fuhr Fitzgerald fort. «Also gingen wir rein.»

«Bitte sagen Sie, dass Sie nicht mit dem Aufzug raufgefahren sind», warf Kennedy ein.

Fitzgerald sah ihn gekränkt an und schüttelte den Kopf. «Natürlich nicht. Der Täter könnte einen der Aufzüge benutzt haben, also haben wir natürlich die Treppe genommen, um keine Spuren zu kontaminieren.» Er hielt inne. «Ich bin vielleicht neu, aber ich bin nicht blöd, Detective», fügte er spitz hinzu.

Chris kam gerade zu demselben Schluss. «Und dann haben Sie die Leichen gefunden.»

«Ja, Sir. Als wir kamen, waren beide Opfer offensichtlich tot, also haben wir Mord und möglichen Suizid gemeldet und darauf geachtet, dass keiner was anfasst, bis die Forensiker gekommen sind.» Das Letzte sagte er mit Nachdruck und sah Kennedy dabei unverwandt an.

Der Junge wusste sich zu behaupten. Chris war beeindruckt.

«Haben Sie festgestellt, wer die Notrufnummer gewählt hat?», fragte Chris.

Fitzgerald nickte und klappte ein schwarzes Notizbuch auf.

«Die Frau in der Wohnung nebenan, eine Mrs. Maura McKenna. Aber sie weiß den genauen Ablauf nicht mehr.» Irgendwie schien es ihn zu enttäuschen, dass die einzige Zeugin seinen hohen Maßstäben nicht genügte. «Ihrer Aus-

sage nach hat sie fest geschlafen, als sie etwas, ich zitiere, Markerschütterndes hörte, Zitat Ende», las er aus seinem Notizbuch vor. «Der zweite Schuss erfolgte wenig später, ohne dass sie sagen konnte, wann genau, aber sie meint, dass es vier bis fünf Minuten gewesen sein könnten. Dann hat sie die Notrufnummer gewählt.»

«Okay.»

«Sie konnte auch eins der Opfer möglicherweise identifizieren. Die Frau, die hier wohnt, heißt – oder vielmehr hieß – Clare Ryan. Sie studierte am University College. Die alte Dame sagte, die Eltern haben dem Mädchen die Wohnung vor ein paar Jahren gekauft, als sie mit dem Studium anfang. Von einem Freund weiß sie allerdings nichts.»

«Sonst noch was?»

«Das war's, Sir», sagte der junge Mann abschließend.

«Danke, wir unterhalten uns später mit der Nachbarin», sagte Chris und entließ ihn.

Wenn man sich im Wohnzimmer umsaß, begriff man sofort, dass die Tote tatsächlich Clare Ryan war – auf einer langen weißen Anrichte standen wie hingetupft gerahmte Fotos von einer lächelnden Dunkelhaarigen. Chris nahm eins in die Hand, das irgendwo am Strand aufgenommen worden war, in Thailand vielleicht? Schneeweißer Sand, azurblaues Meer. Das vergnügte Grinsen und der lebhaftige Blick des Mädchens auf dem Foto standen in starkem, traurigem Kontrast zu dem blassen, reglosen Leichnam im Schlafzimmer nebenan.

«Auch Fotos von dem Typ dabei?» Er schreckte aus seinen Gedanken auf und sah, dass Kennedy ihn beobachtete.

Chris ließ den Blick über die Fotos wandern und suchte nach dem jungen Mann. «Wie soll man das wissen?»

Es ließ sich kaum feststellen, ob der Tote auf einem der

Fotos war, denn sein Kopf war bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert.

Nun sah sich auch Kennedy die Bilder an. «Wenn ihre Identität bestätigt ist, lässt sich der Freund bestimmt leichter identifizieren – wahrscheinlich auch ein Student.» Kennedy schlenderte zum Fenster hinüber und starrte über die Bucht. «Wer kauft einer Studentin so eine protzige Hütte?»

«Gute Investition für die Eltern, und außerdem wissen sie dann, dass ihre Tochter in einer sicheren Gegend wohnt – hatten sie wohl zumindest gehofft.»

Er und Kennedy würden mit Clare Ryans Collegefreunden und Kommilitonen reden müssen. Hoffentlich ließ sich dabei feststellen, wer der Junge war, und vielleicht auch, warum er so etwas getan hatte. Naheliegender, dass er der eifersüchtige Typ gewesen war. Clare hatte gut ausgesehen, so viel konnte man auf den Fotos erkennen. Schlank, große braune Augen und ein gewinnendes Lächeln – gut möglich, dass die hübsche Dunkelhaarige auf dem Campus mehr als nur ein paar Köpfe verdreht hatte und dass der Märchenprinz sauer geworden war.

Oder es hatte davor einen anderen Märchenprinzen gegeben, der sich die Trennung sehr zu Herzen genommen hatte. Verschiedene Szenarien waren vorstellbar, aber Chris dachte, dass Mutmaßungen im Augenblick nicht weiterführten. Zuerst mussten sie mehr über Clare Ryan und ihren toten Freund herausfinden.

Als die Detectives zurück ins Schlafzimmer gehen wollten, verstellte ihnen ein Uniformierter den Weg.

«Tut mir leid, ich kann Sie nicht durchlassen», sagte er entschuldigend. «Im Moment darf niemand rein.»

«Was?» Kennedy runzelte die Stirn. «Was soll das? Klar gehen wir da rein.»

Der Beamte fühlte sich sichtlich unwohl. «Ich kann jetzt nichts machen», sagte er und blickte kurz über die Schulter. «Sie bringt mich um.»

«Wer bringt Sie um?», fragte Chris. «Dr. Thompson? Die müsste doch längst fertig sein – sie war schon vor einer ganzen Weile fast so weit.»

«Nein, die nicht», antwortete der Beamte. «Die Neue aus dem Labor, die Amerikanerin. Sie hat alle rausgeschickt, und ich darf niemand reinlassen, bis sie fertig ist.»

«Fertig womit?», fragte Kennedy und versuchte, an ihm vorbei einen Blick ins Zimmer zu werfen. Seine Augen wurden ganz groß, als er durch den Türdurchgang sah. «Was zum Teufel soll das denn», zischte er und drehte sich über rascht zu Chris um.

Beide spähten hinein. Reilly Steel stand mit geschlossenen Augen und weit ausgebreiteten Armen mitten im Zimmer.

«Sieht aus wie irgendein Yoga-Gesinge oder so», schnaubte Kennedy höhnisch.

«Nein», sagte eine junge Technikerin, die in der Nähe stand. Dann flüsterte sie: «Das macht sie immer, sie nimmt ihren Instinkt zu Hilfe, nutzt ihre Sinne, um zu sehen, ob sie die Szene im Kopf noch mal nachvollziehen kann.» Man hörte, dass sie Reilly bewunderte.

«Dämliches Gefühlsgedusel.» Kennedy verdrehte die Augen.

«Nein, Detective, das glaube ich nicht», antwortete die Frau. «In den Staaten lag ihre Aufklärungsrate bei über achtzig Prozent.»

Das hatte Chris schon irgendwo gelesen. Auch wenn Reilly Steels Methoden unorthodox waren, sprach ihre Vorgeschichte als Ermittlerin für sich. Er grinste, als er daran

dachte, dass auf dieser Seite des Atlantiks einige Leute zwangsläufig die Augenbrauen hochziehen würden, wenn sie von ihrem *dämlichen Gefühlsgedusel* erfuhren. Kennedy fand es anscheinend gar nicht gut.

«Ja, ja», brummelte sein Partner. «Aber wenn sie meint, dass wir uns jetzt alle durch diese Ermittlung *schnüffeln*, dann irrt sie sich gewaltig.»

«Das würde ich nicht mal im Traum annehmen», sagte eine Frauenstimme hinter ihm. «Außerdem habe ich meine Zweifel, ob Ihre Whiskeynase noch besonders viel mitkriegt.»

Als Kennedy begriff, dass Steel aus dem Schlafzimmer gekommen war und seine Bemerkung gehört hatte, verfärbte sich sein Nacken, und sein Gesicht lief knallrot an.

«Tja, äh ... wir konnten nicht rein ...», stotterte er.

«Tut mir leid», sagte sie und hielt ihm die Hand hin. «Reilly Steel, GFU. Sie sind wahrscheinlich der zuständige Detective?»

«Das sind wir beide», antwortete Chris. «Das ist Pete Kennedy, und ich bin Chris Delaney. Freut mich, Sie kennenzulernen.»

«Ganz meinerseits», sagte sie und lächelte ihn strahlend an.

Okay, dachte Chris. Er hatte die Fotos für die Presse gesehen und die Blondinenwitze gehört, aber verdammt noch mal ... Reilly Steel hatte zwar keinen besonders glamourösen Beruf, aber sie war eine tolle Frau. Die riesigen meerblauen Augen leuchteten ausdrucksvoll, und ihre leicht gebräunte Haut wurde durch das Weiß der Schutzhaube wirkungsvoll betont. Er wusste, dass sich darunter eine honigblonde Mähne verbarg. Trotz ihrer Schönheit – oder wegen ihr – sah er sofort, dass sie intelligent und kompromisslos war.

«Tja, ich bin so weit fertig mit meinem, äh ... Gefühls- gedusel», sagte sie. Ihre Augen funkelten amüsiert. «Die Rechtsmedizinerin hat auch alles erledigt, aber wir haben dadrin trotzdem noch genug zu tun.» Sie ging ins Schlafzimmer zurück. «Sie können jetzt reinkommen – solange Sie mir nicht im Weg stehen», fügte sie mit einem Seitenblick auf Kennedy hinzu.

«Kein Problem.» Kennedy hielt ausnahmsweise den Mund, und sie folgten ihr.

«Haben Sie was Ungewöhnliches gefunden?», fragte Chris.

Sie ging zum Fußende des Betts. «Wir müssen die Obduktion abwarten.» Dann zeigte sie auf Clare Ryans Leichnam, über dem sich gerade langsam der Reißverschluss eines Leichensacks schloss. «Aber nach der Eintrittswunde zu urteilen, wurde dem Mädchen aus weniger als einem halben Meter Entfernung in die Brust geschossen. Aus kürzester Distanz.»

Sie ging im Zimmer herum und stellte das Verbrechen nach. «Es sieht so aus, als hätte er am Fußende des Betts gestanden, als er den ersten Schuss abgab, und dann hat er sich neben sie gelegt und sich selbst erschossen. Kann gut sein, dass sie da noch geatmet hat.»

Chris war ganz ihrer Meinung. Das Mädchen hatte sehr viel Blut verloren, was darauf hinwies, dass sie nicht sofort tot gewesen war. «Bei sich selbst war er wesentlich gründlicher», sagte er. Es klang grimmig, weil er sich gerade ansah, was vom Kopf des jungen Mannes noch übrig war. «Nicht unbedingt wie bei Romeo und Julia.»

«Nein.» Reilly bückte sich und nahm ihren Spurensicherungskoffer. «Wir machen eine toxikologische Blutuntersuchung – vielleicht ist ja ein Trip aus dem Ruder gelaufen, oder so.»

«Ja, gut, wir sind dankbar für alles, was Sie uns liefern können», sagte er, ohne auf Kennedys missbilligenden Blick zu achten. Sein Partner war wie viele andere Polizisten immer noch äußerst skeptisch, was forensische Untersuchungen betraf. Er verließ sich lieber auf die gute alte Polizeiarbeit, bei der die Leute vom Labor *seine* Erkenntnisse zu untermauern hatten und nicht umgekehrt.

«Kann gut sein, dass Drogen im Spiel waren. Ist doch heutzutage fast immer so», grollte Kennedy.

«Ich halte mich mit meiner Einschätzung lieber zurück, bis wir mehr wissen», antwortete Reilly. «Im Labor schaue ich mir genauer an, was wir haben, aber ehrlich gesagt ist es nicht besonders viel. Wir müssen natürlich ein paar Patronen untersuchen, zusammen mit der Waffe. Apropos ...» Sie streifte ein paar frische Latexhandschuhe über und ging auf die Waffe zu, die sie nun problemlos bergen konnte, weil die Leichen der Opfer abtransportiert worden waren.

Nachdem die Rechtsmedizinerin gegangen war, hatte sich die Mehrheit der Polizisten wieder im Schlafzimmer eingefunden. Inzwischen war eine ganze Traube versammelt, und alle waren dankbar, dass es endlich etwas Interessanteres zu sehen gab.

«Hey, könnt ihr mal zur Seite gehen und mir Platz machen?», fragte Reilly ungeduldig.

Fitzgerald, der junge Beamte, mit dem die Detectives zuvor gesprochen hatten, griff beflissen in seine Tasche, denn er wusste, was sie vorhatte. «Hier», sagte er und hielt ihr stolz einen Bleistift hin. «Den werden Sie brauchen.»

Kennedy kicherte. «Was? Macht sie jetzt eine Zeichnung oder so?»

Der junge Mann sah ihn ausdruckslos an. «Man muss die Waffe doch aufheben, ohne sie mit der Hand zu berühren,

oder?», fragte er nicht mehr ganz so selbstbewusst. «Damit die ... also ... die Fingerabdrücke nicht beschädigt werden?»

«Sie sehen wirklich zu viel fern», sagte Reilly nachsichtig, nahm den Bleistift und legte ihn beiseite. «Wenn ich sie mit dem Bleistift anhebe, werden im Lauf vielleicht Schießpulverreste oder Schmutz aufgewirbelt. Und wenn Schmutz sich verlagert, verändert das die Riefen an den Kugeln, wenn die Waffe im Test abgefeuert wird. Und das wollen wir doch nicht.» Sie sprach mit ihm, als wäre er fünf Jahre alt.

«Äh, nein, eher nicht.» Fitzgerald tat es sichtlich leid, dass er gefragt hatte.

«Aber Sie haben natürlich recht, wir achten *durchaus* darauf, dass die Fingerabdrücke nicht beschädigt werden», sagte sie und winkte ihn heran, damit er zusehen konnte, während die anderen Abstand hielten. Sie kniete sich neben das Bett und signalisierte Fitzgerald, dass er sich neben sie knien sollte. «Aber wenn ich die Waffe da anfasse – sehen Sie die geriffelte Fläche am Griff?» Reilly Steel zeigte auf den Kolben. Der Anfänger nickte und ließ die Waffe nicht aus den Augen. «Also, diese Fläche ist so unregelmäßig gefurcht, dass man keine verwertbaren Fingerabdrücke finden wird, also kann man sie da problemlos anfassen. Außerdem ist es so am sichersten, das Ding soll schließlich nicht versehentlich losgehen und mich treffen.» Langsam und vorsichtig nahm sie die Waffe vom Bett. Die Lektion war beendet, und sie winkte jemanden aus ihrem Team heran, der die Waffe für die Untersuchung sichern sollte.

In Fitzgeralds Blick lag fast so etwas wie Anbetung, als er zu Reilly Steel aufsah. Chris lächelte. Die älteren Kollegen mochten denken, was sie wollten – in der jüngeren Generation hatte das neueste Mitglied der GFU ganz offensichtlich einige Fans.